



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Gobineau in französischer Beleuchtung

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Gobineau in französischer Beleuchtung



a die Rassenlehre die Germanen auf Kosten der andern Völker erhebt, hat ihr Hauptvertreter natürlicherweise in Deutschland weit mehr Anklang gefunden als in seinem Vaterlande, und das Anwachsen der Gobineau- und Wagnerliteratur — erst durch Richard Wagners Freundschaft ist Gobineau bei uns bekannt geworden — hat jenseits des Rheins die Vernachlässigung des gelehrten Diplomaten in einen Unwillen verkehrt, der sich in einem dicken Buche Luft macht: *Le comte de Gobineau et l'aryanisme historique* par Ernest Seillière. Paris, librairie Plon, 1903. Das Buch kündigt sich als ersten Band eines Werkes an, das der Philosophie des Imperialismus gewidmet sein soll. Man begreift, daß Gobineau besonders in diesen unsern Tagen den Franzosen verhaßt und unbequem sein muß, wo sie nicht allein Demokraten, sondern beinahe Sozialdemokraten geworden sind — in Staatsverfassung und Phrase —; wie weit im sozialen Gebiet und in der Vermögenslage die Gleichheit und die Brüderlichkeit verwirklicht worden sind, das wird sich wohl bei Gelegenheit einmal zeigen. In einer geistreichen und gediegne wissenschaftliche Bildung bekundenden Einleitung behauptet Seillière, daß die Geschichte immer mehr Geschichtsphilosophie als exakte Wissenschaft, ja die Dienerin der Leidenschaften derer, die sie schreiben, gewesen sei, und zeigt, wie man in Frankreich, je nach der politischen Strömung, bald die Gallier zu Germanen, bald die Germanen zu Kelten gemacht, die fränkischen Eroberer abwechselnd verherrlicht und beschimpft hat, wie die Geschichtsphilosophie in der mittelalterlichen Universalikirche universalistisch gewesen und mit deren Zerfall national geworden ist, wie endlich die Opposition des französischen Adels gegen das absolute Königtum die Verherrlichung der fränkischen Eroberer veranlaßt und dadurch die moderne Form des Universalismus: den angelsächsischen und den deutschen Imperialismus angebahnt hat. Der Inhalt des Buches ist eine scharfsinnige und spöttisch kritisierende Analyse aller Werke und Schriften Gobineaus. Da der Verfasser dabei historisch verfährt und die Lebensumstände angibt, unter denen jede der Schriften entstanden ist, ersetzt das Buch beinahe eine Biographie. Mit Seillières Kritik der Rassenlehre brauchen wir uns nicht auseinanderzusetzen, weil wir unsre Ansicht über diese Theorie bei vielen Gelegenheiten ausführlich dargelegt haben, unter anderm in den Aufsätzen über Gobineaus Hauptwerk (Jahrgang 1898 Heft 36, 1899 Heft 10 und 11, 1900 Heft 42). Dagegen wollen wir doch wenigstens den Umriß des Bildes nachzuzeichnen versuchen, das der Verfasser von den übrigen Werken und von der Person des Grafen entwirft. Kritisieren könnten wir dieses Bild nur, wenn wir sämtliche Werke Gobineaus gelesen

hätten. Wir müssen uns auf die Bemerkung beschränken, daß zwar Seillière, wie wir aus seiner Analyse des Versuchs über die Ungleichheit der Menschenrassen sehen, durchaus loyal verfährt, nichts fälscht und entstellt, daß aber sein wegwerfendes Urteil über die „Renaissance“ Gobineaus, mit der wir die Leser bekannt gemacht haben, zu der Vermutung berechtigt, seine Feindschaft gegen die Rassentheorie habe ihn ein wenig ungerecht gemacht, sodaß er den ästhetischen Wert einiger der besprochenen Werke unterschätzt. Wir lassen also im folgenden Seillière sprechen und übernehmen für seine Urteile keine Verantwortung.

Der Graf Joseph Arthur von Gobineau wurde am 14. Juli 1816 in Ville d'Avray geboren; „sonderbare Ironie des Schicksals, die einen solchen Feind der französischen Revolution gezwungen hat, mit seinem Geburtstag zusammen die Erstürmung der Bastille zu feiern!“ Sein Großvater war Rat am Parlament zu Bordeaux gewesen, sein Vater war ein strenger Legitimist und Katholik, der Voltaire als einen Teufel verabscheute und Karl den Zehnten als einen Heiligen verehrte. Ein halb verrückter Erbonkel, bei dem Arthur als junger Mann eine Zeit lang lebte, beteiligte sich nach 1830 an den Verschwörungen zur Wiederherstellung der Bourbonen. Die einzige Schwester ging ins Kloster. Mit deutschem Wesen wurde er jung vertraut. Sein Lehrer (wohl der Hauslehrer) hatte in Sena studiert; seine Mutter nahm ihn als vierzehnjährigen Knaben mit auf eine Reise nach Baden, wo sie einige Monate verweilten, drei Jahre studierte er im Gymnasium zu Biel in der Schweiz. Er haßte einen Lehrer, der ihn zwang, sich übermäßig mit dem römischen Altertum zu beschäftigen (man sieht nicht, ob der Lehrer im Lateinischen oder der Lehrer in der Geschichte gemeint ist), und um dem „Tyrannen“ zu beweisen, daß nicht Faulheit an seinem Widerstreben schuld sei, warf er sich auf das Studium der orientalischen Sprachen, die ihn angezogen hatten, seitdem er Tausend und eine Nacht kennen gelernt hatte. Diese Märchen erschienen ihm als das Höchste in der Poesie; er selbst unterhielt seine Verwandten und Freunde mit Fabeln eigener Erfindung, und sein Stil nahm eine orientalische Färbung an. Dieses Vorwiegen der Phantasie sollte später seinen gelehrten Forschungen verhängnisvoll werden. Es kam vor, daß sich, wenn er Märchen erzählen wollte, seine Zuhörer orientalisches kostümieren und mit gekreuzten Beinen um ihn setzen mußten, und als er dem Wunsche des Vaters gemäß in St. Cyr eingetreten war, malte er manchmal arabische oder Sanskritbuchstaben statt der algebräischen Formeln. Er setzte es durch, daß er die ihm unangenehme militärische Laufbahn verlassen und sich den Wissenschaften widmen durfte, konnte aber nun, da er die klassischen Sprachen vernachlässigt hatte, keine akademischen Grade erlangen. Von 1835 bis 1848 lebte er, von der Gnade seines wunderlichen Onkels abhängig (der Vater muß also wohl arm gewesen sein oder sein Vermögen verloren haben), in Paris seinen Studien und wurde Mitarbeiter der *Revue des Deux Mondes*. In dieser Zeitschrift veröffentlichte er unter andern eine Studie über Capodistrias, die ihn in Beziehung auf die orientalische Frage und als russenfeindlichen Philhellenen sehr unterrichtet, aber im Gegensatz zu seiner spätern Richtung ein wenig demokratisch zeigt. Alexis de Tocqueville, der von 1848 bis 1851 das Portefeuille des Auswärtigen hatte, stellte ihn in seinem Ministerium

an, und nach dem Sturz seines Gönners erhielt er einen Sekretärposten bei der Berner Gesandtschaft. Von Bern wurde er nach Hannover und dann nach Frankfurt versetzt. An diesen Orten vollendete er sein Hauptwerk, das 1853 und 1855 erschien, und über das wir aus dem oben angeführten Grunde nichts weiter sagen. Die kritische Analyse des „Versuchs“ füllt in dem Buche 185 Seiten. Die Historiker und die Philosophen ließen das Werk unbeachtet; Rémusat erwähnte es gelegentlich mit ein paar Worten. Gobineau hat, gleich manchem andern Gelehrten in ähnlicher Lage, geglaubt, einige der Todschweiger hätten ihn geblüdet; er meinte Renan und, wie es scheint, auch Taine. Nur ein Naturforscher, Quatrefages, widmete dem Rassenwerke einen ganzen Artikel (in der Revue des Deux Mondes vom 1. März 1857); er findet Gobineaus Begriff von Rasse unklar und bedenklich für die Einheit des Menschengeschlechts und sucht nachzuweisen, daß er die Wirkungen der Rassenmischung falsch darstelle. In Deutschland erklärte Ewald das Werk — ein schwerbegreifliches Mißverständnis — für einen Ausfluß extrem katholischer Gesinnung, und der Philologe Pott in Halle schrieb ein Buch über denselben Gegenstand, mit besondrer Rücksicht auf Gobineaus Werk. Aus diesem zitiert Schopenhauer in den Parerga den Satz, der Mensch sei das böseartigste Tier. Fallmerayer schätzte es hoch, und Prokesch-Dsten kannte es wenigstens. Als sich ihm der Verfasser vorstellte, fragte er ihn, ob er mit dem Gobineau, der über die Menschenrassen geschrieben habe, verwandt sei? Und auf die Antwort: Ich bin es selbst, rief er: „Sie, ein so junger Mann?“ Drouyn de Lhuys sagte ihm als Chef und Freund: „Ein wissenschaftliches Buch von solcher Tragweite wird Sie in Ihrer Karriere nicht fördern; es kann Ihnen viele Feinde machen.“

In seinem Sinne hat es ihn doch gefördert, denn ohne Zweifel hat man ihm seinen nächsten Posten mit Rücksicht auf seine Kenntnis der orientalischen Sprachen verliehen. Er wurde zum ersten Sekretär der Gesandtschaft in Persien ernannt und reiste Ende 1854 mit seiner Frau und seinem fünfjährigen Töchterchen dahin ab. Eine solche Reise war damals noch sehr beschwerlich, auf der Strecke von der Küste des Persischen Meeres bis Teheran sogar gefährlich, und als er ankam, wütete in der Residenz gerade die Cholera, der fünf Personen der französischen Gesandtschaft erlangen. Man kampierte monatelang fern von menschlichen Ansiedlungen in der Wüste. Sein Kind erkrankte, und die Familie war nahe daran zu verzweifeln, als ein vom englischen Admiral Lord Lyons abgesandtes Schiff sie erlöste (wo es sie abgeholt und wohin es sie gebracht hat, wird nicht gesagt). Gobineaus erster Aufenthalt in Persien dauerte drei Jahre, und drei Schriften waren die Frucht davon: *Trois ans en Asie*, *Traité des écritures cunéiformes* und *Les religions et philosophies en Asie*. Sie lassen den Verfasser des „Versuchs“ kaum erkennen; seine Jugendschwärmerei für Persien reizt ihn fort; der Orientalist besiegt den Arier, und er findet die Mischrasse entzückend, die er hätte verabscheuen müssen. Er bewundert die Kinderliebe der Orientalen, das würdevolle Benehmen ihrer Vornehmen, die Intelligenz aller — die Schilderung eines Gastmahls erinnert an Platons Symposion —, die Hilfsbereitschaft bei Bedrängnissen ihrer Brüder, den Wohlstand und die Rechtchaffenheit ihrer Kaufleute, den Geschmack und den Fleiß der Handwerker;

allerdings, bemerkt er einschränkend, seien diese nur dann fleißig, wenn sie der bestellte Gegenstand interessiere, und sie hielten nur so lange bei der Arbeit aus, als das unmittelbare Bedürfnis sie zwingt. Er kann nicht leugnen, daß es ziemlich anarchisch und ungerecht zugehe in Persien, aber das sei nur Oberflächenschein; in der Tiefe herrsche Gerechtigkeit und allgemeine Sicherheit. Zwei Klassen von Menschen taugten nichts: die Frauen und die Christen. Diese seien wahrscheinlich Überreste einer untersten Bevölkerungsschicht, die zu befehlen den Mohammedanern nicht lohnte, meint Ewalds „extremer Katholik.“ Dagegen findet er an den Juden auch in Persien ihre sittliche Kraft, die ihnen alle Katastrophen überstehn helfe, höchst preiswürdig; nur ihr Schmutz gefällt ihm nicht. Um dieselbe Zeit wie Gobineau veröffentlichte ein englischer Diplomat, Eastwick, in der von Dickens herausgegebenen Zeitschrift *All the year round* Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Persien, der sich unmittelbar an den von Gobineau angeschlossen; dieser Engländer nun hat alles; das Land, die Menschen, die Zustände jämmerlich, elend und häßlich gefunden.

Aus seinem Haschischrausch erwacht, hat Gobineau zehn Jahre darauf seine Zugeständnisse an den Orientalismus vor seinem Gewissen dadurch zu rechtfertigen gesucht, daß er in seiner *Histoire des Perses* alles Gute, das ihn in Persien angesprochen hatte, auf das Arierblut zurückzuführen sucht. Natürlich konnte unter der Herrschaft dieser Tendenz aus der sogenannten Geschichte nur ein Roman werden. Was seine Quellen betrifft, so verachtete er die griechischen Geschichtschreiber; er schöpfte fast ausschließlich aus dem Vendidad, aus dem Heldengedichte des Firdusi, aus ungedruckten orientalischen Manuskripten und aus der mündlichen Überlieferung. Unter den Manuskripten, die er entdeckt hat, ist das kostbarste der Rusch-Nameh, den er in seinen letzten Lebensjahren zu übersetzen und herauszugeben gedachte. Dieses Heldengedicht ist seine Hauptquelle für die Geschichte des Cyrus, der unter dem Namen Rusch Pylbandan, d. h. Rusch mit den Elefantenzähnen, verherrlicht wird. Die europäische Weise, Geschichte zu schreiben, verwirft Gobineau; unsre Historiker bildeten sich ein, erakt zu sein, was sie doch unmöglich sein können; er für seine Person treffe seine Entscheidung (je prends mon parti), kümme sich wenig um die tatsächliche Wirklichkeit, begnüge sich mit der relativen Wirklichkeit, mit dem, was er sich gezwungen fühle, für wirklich zu halten, und erkläre es für sein Recht, eine Geschichte zu schreiben, die weniger eine Erzählung von Tatsachen sei als eine Sammlung der Eindrücke, die die Tatsachen auf ihn gemacht hätten. Das Leitmotiv seiner persischen Geschichte ist der Nachweis, daß die alten Perserhelden Feudalherren gewesen sind, als deren getreue Abbilder die Paladine Karls des Großen erscheinen. Der Herrscher waltet unter ihnen als *primus inter pares*. Die Satrapen gehören nicht zur Tafelrunde der Pairs, sondern sind Beamte semitischer Abkunft. Die persischen Arier sind freilich leider nicht ungemischt geblieben (den schlechtesten der in Betracht kommenden Bestandteile machen die Schwarzen aus, die in den heiligen Büchern der Perser als Dews, als Teufel erscheinen), aber das arische Blut ist immer wieder durch die Skythen Turans aufgefrischt worden, die reine Arier waren. Daß ihnen Cyrus endlich den Weg nach Süden versperrte, war zwar ein Nachteil für die Perser, die

dadurch die weitere Blutauffrischung einbüßten, aber ein unermesslicher Segen für die Menschheit. Denn diese reinen Arier wurden dadurch gezwungen, nach dem nördlichen Europa auszuwandern, wo sie nicht mehr in Gefahr schwebten, durch Vermischung mit niedern Rassen zu entarten und sich lange Zeit rein zu erhalten vermochten. Cyrus ist also der größte Mann der Weltgeschichte. (Daß seit dem Erscheinen dieser Persergeschichte in Deutschland eine andre Theorie „Mode geworden“ ist, die den Ursprung der Arier nach Nordeuropa verlegt, läßt Seillière nicht unerwähnt. Er bemerkt, daß bei dieser Lage der Dinge der in der Zeit der vorwiegenden Sanskritbegeisterung geschaffene Name Arier der Rasse, die man als die vornehmste preist, eigentlich nicht mehr zukomme.) In einer Geschichte der Perser konnten die Juden, mit denen sich Gobineau sonst wenig beschäftigt, nicht ganz übergangen werden. Er findet in der Religion der Bibel einige Verwandtschaft mit der edeln Zendreligion, bedauert aber ihre Wiederherstellung unter Cyrus und läßt bei dieser Gelegenheit die Geringschätzung des jüdischen Volkscharakters durchblicken, „die den ganzen Aryanismus mancher seiner Nachfolger ausmacht,“ ohne jedoch in irgend einer seiner spätern Schriften auf diesen Gegenstand noch einmal zurückzukommen. Die Beurteilung des zweiten Jerusalems, bemerkt Seillière ganz richtig, ist ja recht arisch aber wenig christlich; den Namen eines extremen Katholiken verdient er sich jedoch gerade bei dieser Gelegenheit dadurch, daß er sich — man sieht nicht, wie er darauf kommt — zum Glauben an die unbefleckte Empfängnis bekennt.

Die Juden sind nur ein kleiner Bruchteil der Semiten; den Semitismus im allgemeinen zu behandeln, nötigt ihn die Eroberung des von Semiten bewohnten Euphratgebiets durch die Perser, und hier nun „fällt er in die exklusive Empfindungsweise und die kindischen Unterscheidungen des »Versuchs« zurück.“ Die edeln Franier sind stolz darauf, das Land zu bebauen, aber sie verschmähen jede erniedrigende Beschäftigung. Nie hat in semitischen, semitisierten oder romanisierten Bevölkerungen ein ähnliches preiswürdiges Vorurteil bestanden, darum kennen es auch die untern Klassen der modernen Gesellschaft nicht, die immer alles, was Reichthum und Behagen schafft, gebilligt und bewundert haben, ohne einen Unterschied zu machen zwischen moralischen und unmoralischen Mitteln. Gerade die Erwerbsarten, die den Menschen erniedrigen, statt ihn zu erheben, und die Spekulation auf die lasterhaften Leidenschaften und die Schwächen der Menge haben diesen nach Gewinn, Genuß und Prunk gierigen entarteten Bevölkerungen besonders gefallen. Die arische Rasse ist die einzige, die in der Arbeit eine adelnde Tugend und einen religiösen Akt sieht, die Faulheit aber als ein entwürdigendes Laster brandmarkt, während den Semiten und den Finnen jede körperliche und geistige Anstrengung als die schrecklichste aller göttlichen Strafen gilt. „Voilà de l'excellent Gobineau! Nie sonst ist seine Ausdrucksweise in dem Grade hochmütig verlegend, sein Denken so geblendet durch Vorurteil gewesen!“ Noch ungeheurerlicher klingt die Formel, in der er den Unterschied der Religionen ausdrückt: das Gebet ist arisch, der Zauber semitisch. Das Gegentheil hat, und zwar gerade mit Beziehung auf Persien, Renan bewiesen. „Die Magie ist den monotheistischen Semiten widerwärtig; sie sehen darin den gottlosen Versuch, ohne die Erlaubnis

Gottes über die Natur zu verfügen; dagegen findet man den Zauber als die Grundlage aller indo-europäischen Theologie. Die persische Literatur enthält Rezepte, nach denen man die Gottheit zwingen kann. Wissenschaft und Magie stehn beide im Gegensatz zum Monotheismus, denn sie machen das Gebet überflüssig.“ (Seillière selbst gehört zu denen, die glauben, daß alle Religionen ohne Ausnahme mit Zauberei angefangen haben.) Im arischen Kult waren die Opfer und Zeremonien Huldigungen und Zeichen der Anbetung, die streng zu fordern die Gottheit ein Recht hatte, im semitischen Kult waren sie klug erdachte Zaubermittel. Der arische Gott war gut, der semitische nur stark und launenhaft. So waren denn auch die Arier nach dem Bilde ihrer Gottheit geartet: gütig und sanftmütig; auch daß sie z. B. nach der Empörung Babylons gegen Darius dreitausend Menschen kreuzigen ließen, spricht nicht dagegen. Im „Versuch“ hat Gobineau gezeigt, daß die Semiten ursprünglich Arier gewesen seien und durch Vermischung mit Schwarzen ihre Eigentümlichkeit erworben hätten. In der persischen Geschichte wird er an seiner Theorie ein wenig irre; es erscheint ihm gewagt, die der arischen so vollständig entgegengesetzte Geistesrichtung der Semiten ausschließlich auf die Beimischung einiger Tropfen Negerblutes zurückzuführen. Aus der Unterwerfung einer zahlreichen semitischen Bevölkerung erklärt sich nun auch die Verfassung des persischen Reichs. Die reichen und hochzivilisierten Semiten waren einerseits in allen Geschäften geübter und in allen weltlichen Dingen klüger als die arischen Bauern und Barone, andererseits an unbedingten Gehorsam gewöhnt. Wie sie einen Despoten brauchten, so lieferten sie diesem auch die geeigneten Werkzeuge zu ihrer eignen Beherrschung, die Satrapen: Emporkömmlinge und Günstlinge wie Haman, die sich, von der Tafel der Königin kommend, ohne Sträuben an den Galgen hängen lassen. (Seillière gedenkt bei dieser Phrase anderer Antisemiten, die den Haman als Judenfeind feiern.)

Die beiden Rassen zu verschmelzen, das war die Hauptabsicht des Zoroaster. Der ursprüngliche Dualismus der Perser hatte darin bestanden, daß sie sich und ihr Land für gut, alles, was jenseits ihrer Grenzen lag, für schlecht hielten. Diese Ansicht konnte nach der Gründung ihres so viele Länder und Völker umfassenden Reichs nicht aufrecht erhalten werden. Zoroaster verlegte darum den Dualismus ins metaphysische Gebiet. Ursprünglich hatte man die Natur für gut angesehen und alles, was Schaden anrichtet, für etwas bloß Zufälliges, das nicht verdiene, personifiziert zu werden. Jetzt nahm man ein böses Prinzip an, führte sogar Götzenbilder ein und einen Stand von Magiern, was einen Eingriff in die Rechte des priesterlichen Familienvaters bedeutete. Die jenseitigen Belohnungen und Strafen aber sollten nun nach dem persönlichen Verdienst und Mißverdienst ausgeteilt werden, während nach der ursprünglichen Vorstellung der Arier ihnen, und ihnen allein, ihrer Natur wegen und ohne jedes persönliche Verdienst der Himmel gehörte. (Hier ließen sich hübsche Betrachtungen über die Prädestinationslehre und über die Rechtfertigung aus dem Glauben allein herausspinnen.) Bei dieser Verschmelzung konnte es nun nicht fehlen, daß das arische Element von dem weit zahlreichern semitischen allmählich aufgefogen wurde, und daß es dem arisch übertünchten Perserreiche erging

wie gewissen Gemälden, deren dunkle Grundierung im Laufe der Zeit hervortritt. Da nun aber Gobineau die Kultur des alten Babylons aufrichtig bewundert: seinen rationellen Acker- und Gartenbau, seine Bauten, seine majestätischen Skulpturen, seine Wissenschaft, so verwickelt ihn die Rassenlehre in einen schmerzlichen Konflikt. Freilich wird die babylonische Kultur durch die kleinlichen Interessen und Laster ihrer Träger entstellt, jedoch „die sind am Ende das unvermeidliche Gepäck aller sehr zivilisierten Menschen.“ Bewunderungswürdig bleiben trotzdem die Aramäer, die ihre Erobrer an Geist und Kultur so hoch überragten und einen solchen Einfluß auf die kriegerischen Feudalherren des Ostens errangen, daß sie ihnen nicht allein ihre Häuser bauten und einrichteten, sondern ihnen auch ihre Sitten aufnötigten. „Niemals hat sich Gobineau verzweifelter gewunden zwischen den beiden Neigungen, die ihn beherrschten. Sein Individualismus machte ihn zum Utopisten, sodaß er wie Rousseau die Zivilisation verdammt um ihrer Übel und Ausschreitungen willen und wegen der Opfer an Menschenwürde, die sie auferlegt; zugleich aber zwingt ihn sein hoch entwickelter Geschmack, sich vor den Leistungen des Gedankens und der schöpferischen Einbildungskraft zu verneigen. Wo soll man die Grenzlinien ziehen zwischen der Kultur des Edelmenschen und der verderbbringenden Zivilisation? Noch öfter werden wir diese Grenzlinie hin- und herschieben sehen in den Werken dieses Geistes, der ganz aufrichtig ist, aber sich auch ganz dem Eindruck des Augenblicks hingibt.“

Auch der Griechen mußte er in einer Geschichte der Perser gedenken. Die nun haßt er womöglich noch leidenschaftlicher als die Semiten. Darin, was er über sie sagt, steht er als Original ganz allein; höchstens Dühring wäre allenfalls imstande, ähnlich zu sprechen; die meisten „Germanisten“ fühlen sich ja dem Hellenismus verwandt. Allerdings, die Hellenen des heroischen Zeitalters läßt auch Gobineau gelten, aber er versetzt sie, um den Griechen der historischen Zeit auch nicht das geringste Zugeständnis machen zu müssen, in ihre innerasiatische Urheimat; dort sollen die Helden des Mythos ihre Taten verrichtet haben, dort sollen sogar die Berge, Flüsse und Städte liegen, die in den Epen genannt werden. Er beweist das hauptsächlich mit den Wanderungen der Io, die Aeschylus in seinem Prometheus erwähnt. Die berühmten Griechen der historischen Zeit malt er so schwarz wie möglich, erzählt, wie die Perser das geschwägige und verlogne Griechenvolk verachtet haben, und erklärt, wie mancher neuere deutsche Historiker, ihre Siege über persische Heere für Aufschneiderei. Ihre Kunst, die so viele geblendet habe (und die, wie sich die Leser wohl erinnern, aus dem Negerblut stammt), hält den Vergleich nicht aus mit der assyrischen und noch weniger mit der der neuern Völker. Die Zehntausend des Xenophon sind ihm räuberische Bagabunden, die sich nur im höchsten Notfalle schlagen, einander betrügen, miteinander zanken und sich nur vertragen, wenn es einen schlechten Streich auszuführen oder aus einer Klemme herauszukommen gilt. Auch die Neugriechen macht er schlecht, die er in seiner Abhandlung über Capodistrias verherrlicht hatte. Vielleicht war es seine Sendung nach Athen (1864), was ihn bewogen hat, die Herausgabe der Persergeschichte, die ihm dort sehr übel genommen worden wäre, bis 1869 zu verschieben. Daß

er darin die Charakteristik der Griechen, die ja aus der Zeit vor dem athe-nischen Aufenthalt stammt, nicht nachträglich gemildert hat, bleibt wunderbar genug, weil ihn Athen mit solcher Begeisterung für die griechische Plastik er-füllte, daß ihm von da ab das Modellieren eine liebe Beschäftigung wurde, und daß er in der Vorrede zum *Amadis* schrieb: Der Verfasser dieses Gedichts „konnte nicht mehr loskommen von diesem klassischen Lande; die attische Ebene, die Akropolis waren ihm zum Leben notwendig geworden.“ In der *Perseer-*geschichte aber geht seine Abneigung gegen die Griechen so weit, daß er für Alexander Partei nimmt gegen seine Generale, die die Anbequemung an die persischen Sitten mißbilligten; diese waren ja besser als die griechischen! Daß die damaligen *Perseer*sitten nicht mehr persisch, sondern semitisch waren, ist ver-gessen; die *Proskynes*is wird für eine ganz unanstößige, höfliche Grußform er-klärt; dem unverschämten Klitus, der wie alle Griechen gemein gesinnt war und Heldengröße nicht gelten lassen wollte, ist ganz recht geschehen, daß ihn Alexander erstochen hat.

Wir übergehn, was *Seillière* noch aus dem Abschnitt über die *Parther-*herrschaft mitteilt. Er meint, die tollen logischen Sprünge *Gobineaus* möchten wohl nicht ausschließlich aus dem Konflikt zwischen seinen entgegengesetzten Interessen entsprungen sein, sondern zum Teil aus einer Schwächung seiner Denkkraft durch Mißstimmung und Kränklichkeit. Er schein vergessen zu haben, was in dem Buche steht, als er in der Vorrede zur zweiten Auflage 1882 be-hauptete: „Ich habe die Geschichte der *Perseer* geschrieben, um an dem Beispiel der arischen Nation, die am vollständigsten von ihren Stammverwandten ge-trennt lebt, zu zeigen, wie wenig Klima, Nachbarschaft und Zeitumstände den Genius einer Rasse zu ändern oder zu fesseln imstande sind.“ Hätte er den Inhalt des Buches vor Augen gehabt, so würde die Stelle lauten: „Ich habe die Geschichte der *Perseer* geschrieben, um an dem Beispiel der von ihren Stamm-verwandten am wenigsten abgeordneten arischen Nation (die *Perseer* sollen ja von Zeit zu Zeit durch arische *Schythen* aufgefrischt worden sein) wider Willen zu zeigen, in wie hohem Grade Nachbarschaft und Zeitumstände den Genius einer Rasse zu ändern und zu fesseln imstande sind.“ *Seillière* gibt dann noch einen ergötzlichen Abriss der chinesischen Geschichte, die *Gobineau* geschrieben haben würde, wenn ihn die Regierung nach *Peking* geschickt hätte. „Die gelbe Farbe würde den Operationen seiner *Alchemie* so wenig Widerstand geleistet haben wie die bräunliche der *Franier*.“

Man schickte ihn statt dessen ein zweitesmal, und zwar als außerordent-lichen Gesandten, nach *Teheran* (1861 bis 1864), und da reiste denn außer der persischen Geschichte ein zweibändiges Werk über die Keilschrift. Mit Hilfe eines gelehrten Rabbinen glaubte er den richtigen Schlüssel der Inschriften ge-funden zu haben, die in den assyrischen, babylonischen und persischen Ruinen entdeckt werden. *M. J. Oppert* erzählt in seinem Artikel über den Gegenstand in der großen *Encyclopädie*, welchem Unglauben die Ergebnisse der ersten Ent-zifferer begegneten, und fügt hinzu: In dieser für die *Assyriologen* ohnehin so schwierigen Zeit „tauchten auch noch Entzifferungsversuche auf, die ja mit Recht heute vergessen sind, die aber damals dazu beitrugen, die Stunde der gerechten

Anerkennung zu verzögern. Wir erwähnen nur die Arbeiten des Herrn von Gobineau, der dieselben Inschriften nach vier verschiedenen Methoden entzifferte und jedesmal denselben Sinn herausbekam, und der denselben Text auf sieben verschiedene Weisen las: von der Rechten zur Linken, von der Linken zur Rechten, von oben nach unten, von unten nach oben, in beiden Diagonalen und endlich — symbolisch.“ Mit seinen Sprachstudien hängt eine Abhandlung sur différents phénomènes de la vie sporadique zusammen, die er in der Deutschen Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik veröffentlichte. (1868. Geschrieben hatte er sie 1867 in Athen.) Mit dem sporadischen Leben meint er das von der Materie abgetrennte. Und zwar denkt er dabei nicht bloß an die Menschenseelen, sondern wie Fechner die alten Gestirngeister wieder zum Leben erweckt hatte, so verleiht er nach dem Vorgange der Platoniker und der scholastischen Realisten den Begriffen ein selbständiges Leben, und nicht bloß diesen, sondern, an die alte Logoslehre anknüpfend, auch den Sprachen. Er zeigt, was diese Wesen bei Rassenmischung erleiden, und wie im Himmel der Rassenlogos vollständig zu sich selbst kommen und in den Seelen der Auserwählten herrschen wird. Als letzte Frucht seiner persischen Studien schrieb er in Stockholm die Asiatischen Novellen, die 1876 erschienen und bis auf zwei, als das erste von seinen Werken, ins Deutsche übersetzt worden sind. Er urteilt darin nicht mehr so günstig über die Perser wie in den oben besprochenen Schriften und entnimmt deshalb die Helden seiner Erzählungen Nachbarn Persiens von unzweifelhafter arischem Charakter: kaukasischen und afghanischen Stämmen. Er war das zweitemal von Teheran durch Rußland zurückgekehrt, hatte die Bewohner des Kaukasus kennen gelernt, und es war natürlich, daß er sich für die Schönheit der Tscherkessen begeisterte, die nach dem Zeugnisse eines andern französischen Reisenden sehr streng auf Rassenreinheit halten. Weniger glaublich als die kaukasischen erscheinen seine afghanischen Helden. Er schildert sie als heroische Opfer eines beinahe asketischen Pflicht- und Ehrgefühls, wie es in spanischen Dramen vorkommt. Die Schilderung, die Elphinstone von den Afghanen entworfen hatte, berechtigte ihn einigermaßen dazu. Dieser Engländer meinte, abgesehen von dem Lobe der Tapferkeit und des Unabhängigkeitssinns, das man den Afghanen spenden müsse, habe es auch politisch sein gutes, daß die Macht des Emirs über die entferntern Stämme gering sei, daß der Staat sozusagen in kleine Republiken zerfalle, und das Volk frei bleibe von den Übeln des asiatischen Despotismus. Ein alter Mann habe ihm gesagt: Es ist wahr, wir leiden an Unruhen und Blutvergießen, aber einen Herrn werden wir uns niemals gefallen lassen. Ein weit weniger schmeichelhaftes Bild entwirft der englische Militärarzt Bellew von den „wilden, mitleidlosen und geizigen“ Afghanen; eine Wanderung durch ihr Land, meint Seillière, würde Rousseau sehr gesund gewesen sein; er hätte dort ganz genau erfahren, wie der Naturzustand aussieht.

(Schluß folgt)

